# König und Bauer

Autor(en): **J.K.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **52 (1911)**

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1007955

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

V.

Einst hoch vom Himmel droben,
Da stürzt vom Hochmutsthron
Der Luzifer zur Hölle,
Er, aller Demut Hohn,
Durch Michael, den Kämpen:
„Wer ist wie Gott!“ — Der Ruf
Erscholl zum Lobe dessen,
Der Höh'n und Tiefen schuf.

Und Christus stieg vom Himmel
Als armes Kind und klein,
Kehrt in die niedre Hütte
Des Zimmermannes ein;
Und er, der Weltenmeister,
Der alle Welten baut,
Er zimmert als Geselle
In Josefs Werkstatt traut.

Sein Wandern hier auf Erden
War fern von Stolz und Pracht,
Sein Haupt, es konnt nicht ruhen
Auf weichem Pfühl zur Nacht;
Er starb am Kreuz mit Räubern,
Stieg von dem Kreuz ins Grab;
Und aus dem Grab, dem fremden,
Noch tief zur Höll hinab.

Und ist dann auferstanden
In hehrer Herrlichkeit
Und Preis und Halleluja
Dringt in die Lande weit.
Und hoch auf den Altären,
Steht seine Siegesfahn'
Und Osterglocken künden
Des Herrn Triumph uns an.

Das Tiefste, was wir wissen —
Ein Gott in tiefster Not —
Das Höchste, was wir kennen —
Sein Sieg aus Grab und Tod,
Preis Dir, Du Gott der Kleinen,
Der Demut reichster Lohn!
Preis Dir zur Rechten Gottes,
Hoch auf dem höchsten Thron! —

# König und Bauer.

Ein Märchen von J. K.

Im heißen Atem der frühen Nachmittagssonne lag das königliche Schloß. Ein schwüler Tag!

Da öffnete sich eine Seitenpforte und heraus traten in der feierlichen Etiquette des Rococo Hofschranzen und Lakaien. Sie trugen den Zopf und den weitschossigen Rock mit dem Degenbandelier über dem enganliegenden Brustteil desselben. Keiner sprach ein Wort. Nur knisterten leise die Schritte auf dem mit feinen Sande bestreuten Wegen des Parkes.

Der König war dabei.

Der König hatte wieder einmal seine Laune. Er wollte ausruhen unter dem Schatten der blühenden Linden, die ein großes Bassin mit anmutig plätscherndem Springquell umstanden. Nicht weit davon lauschige Gebüsche, kein unberufenes Auge konnte hier eindringen. Darum liebte der König diesen Platz.

Ein Wink — und die Höflingsschar zog sich zurück, im nahen Wäldchen sollten sie warten, bis seine Majestät geruhten, das liebliche Schattenbosquet zu verlassen. „Spätestens um fünf Uhr!“ lautete seine Weisung.

Ein tiefes besorgtes Sinnen kam über den König. Er wußte, daß Klagen umgingen im Volke über den Druck der Steuerbeamten und

erst gestern noch hatte ein Bauer sich zum Schlosse geschlichen, weil er glaubte, der König werde doch wohl ein Ohr haben für seine bedrückten Untertanen. Die Schloßwache hatte ihn abgefaßt und er konnte froh sein, daß man ihn mit Schimpf und Hohn wieder heimziehen ließ. —

Aber heute plagt es den König — es liegt ihm auf wie eine schwere Speise. Er sieht sein Bild im klaren Wasser des Brunnens, aber er betrachtete es nicht mit Wohlgefallen, es kommt ihm vor, es liege eine Makel darauf. Es kommt etwas wie ein Verlangen über ihn, die Makel abzuwaschen. Soll er ein Bad nehmen? Haben nicht die Orientalen jetzt noch Waschungen im Gebrauch, die am Leibe geschehen, aber für die Seele wirken sollen? Es ist heiß, es liegt ihm wie Blei in den Gliedern. Jedenfalls wird ein Bad ihn erfrischen für die Geschäfte, die heute noch seiner harren. Und ihn befreien von den trüben Gedanken. Narkotisch-aromatische Düfte der Lindenblüten umspielen die mit seidenen Kissen belegte Ruhebank. . . . . Schnell ins Wasser, König, bevor der Schlaf dich übermanne! —

* * *

Ja! Es tut ihm wohl in der kühlen Flut! Er weiß nicht einmal, wie lang er schon darin ist. Da denkt er an die Dienerschaft, die auf ihn wartet und an den Empfang um fünf Uhr. Er steigt heraus und will sich ankleiden. Aber umsonst sucht er seine Kleider, sie sind verschwunden! Er sucht aufs neue . . . Vergeblich! Er ist in höchster Verlegenheit. Er ruft, er schreit. . . Niemand antwortet. Endlich sieht er unter einem Strauche ein Bündel. Hastig reißt er es an sich. Ha, es sind Kleider, gewiß, es sind Kleider, . . . ja, Kleider — eines Bauern!

Was will er machen? Es bleibt ihm keine andere Wahl, er muß sie anziehen. Fast mußte er lächeln, als er sich in dem drolligen Aufputz im Spiegel des Teiches gewahrt. — Nun rief er wieder der Dienerschaft und näherte sich dem Wäldchen, wo die Höflinge sich inzwischen mit Spiel und Scherz für die Langeweile ihres steifen Dienstes entschädigt hatten. Niemand antwortete. Er tritt ins Wäldchen. Es ist leer. Das Echo allein gab den Ruf seiner Stimme zurück.

Da wurde dem König bange. Ist das Revolution? Sollte so bald schon das Schicksal der Tyrannen ihm zuteil werden? Was hätte es sonst zu bedeuten, dieses seltsame Spiel mit seinen Kleidern, die Flucht seiner Begleiter, das närrische Bauerngewand? . . . Will man ihn zum Spott machen vor seinen Untertanen? Soll er in diesem Kleide Einzug halten in sein Schloß? O, diese Frechen! Sie müssen es wissen, daß sie mit einer Majestät von Gottes Gnaden ein frevles Spiel getrieben haben! . . .

Doch was bleibt ihm übrig? Schon senkt sich die Sonne tiefer gegen Westen. Und die wichtige Audienz um fünf Uhr, um Krieg und Frieden handelt es sich! Er muß ins Schloß. Er schreitet gegen das Tor. Die Schildwache mustert ihn mit erstaunten Blicken, als wollte sie fragen, wo mag dieser Kerl nur herkommen. Im Park durfte sich nie ein fremdes Bein sehen lassen, so lange der König Residenz hielt im Schlosse.

Schnell will der König vorbei. Da donnert es: „Halt wer da!“ —

„Dummkopf! Siehst du denn nicht, daß ich der König bin?“

Ein rohes Lachen. . . . „Du der König?!!! Sofort mach daß du verschwindest von hier, sonst schieße ich dich nieder“, und drohend richtet er den Lauf seiner Muskete auf den vermeintlichen Bauern.

Der König flüchtet. Jetzt ists sicher, eine Revolution ist ausgebrochen. Man hat ihn abgesetzt und er tut jedenfalls am besten daran, sich möglichst schnell zu entfernen und im geheimen zu halten.

Und doch — — es ist alles so ruhig. . . . Die vornehme Stille, die immer herrschte, wenn der König hier weilte, wird durch nichts unterbrochen. Wie sonderbar! Da begegnet ihm ein Küchenjunge, der Geflügel ins Schloß trug. Er fragt ihn, ob er ihn kenne. Der schüttelt den Kopf. Ob er wisse wo der König sei? „Seine Majestät sind soeben vom Park her mit der Dienerschaft ins Schloß gezogen.“

Jetzt geht dem König ein Licht auf — ein Schwindler und Betrüger treibt Mißbrauch mit seinem Kleide. Nochmals geht er zurück. Diesmal ans große Tor an der Vorderfront des Schlosses; er will, daß möglichst viele ihn sehen. So wird man ihn gewiß erkennen. . . .

Gestossen und zertreten kehrt er zurück. Im grimmigsten Zorn, seiner Sinne kaum mehr mächtig wandert er weiter auf heißer Landstraße bis er fast zusammenbricht. Da sieht er im

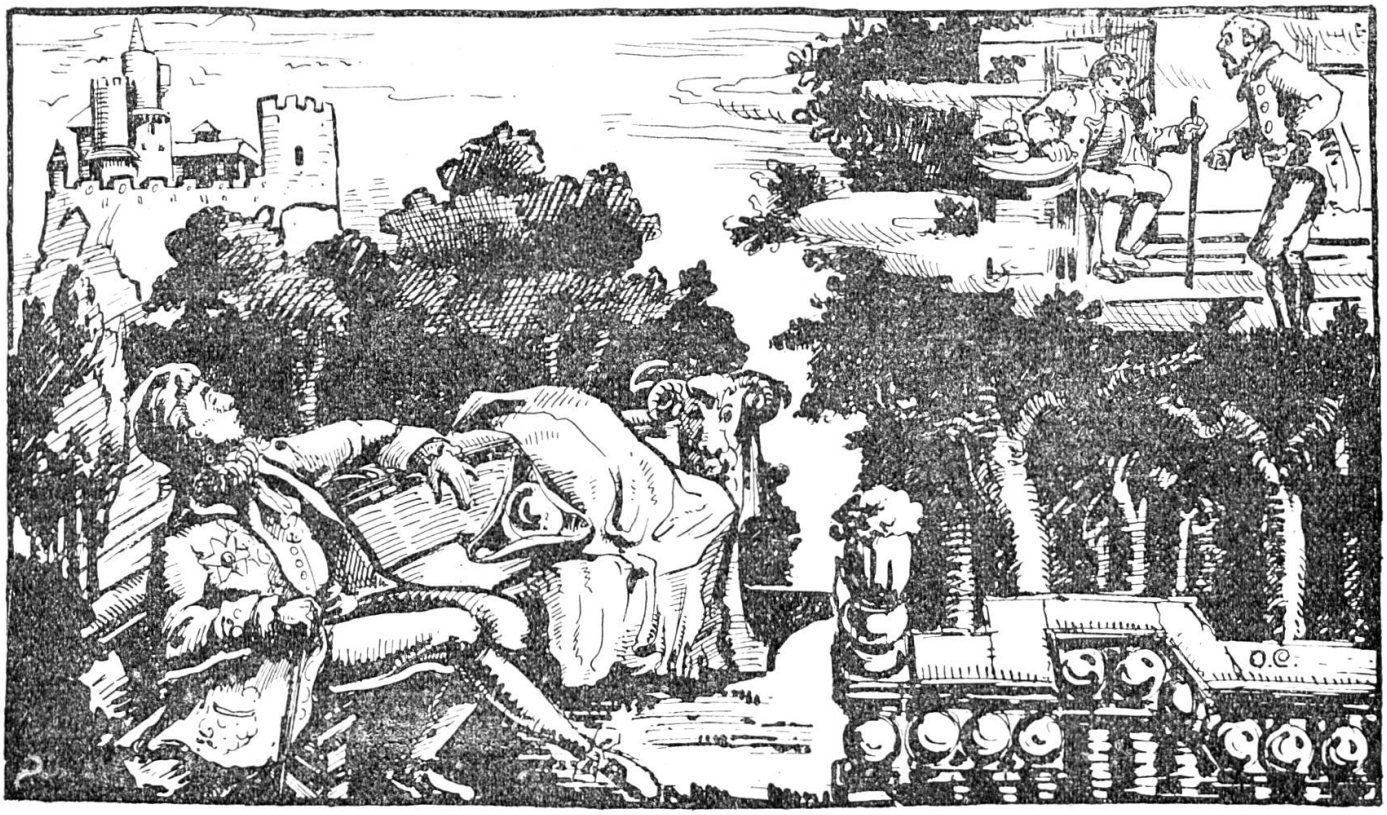
Schatten mächtiger Bäume den vornehmen Edelsitz eines seiner besten Freunde. Gar oft schon hatte Jagd, Spiel und Freude sie vereint. Dort will er Zuflucht nehmen in seinem Mißgeschick, da wird man ihn aufnehmen.

Die Dienerschaft fragt kurz und grob nach seinem Begehr. Er wolle zum Herrn. Für solche Leute sei der Verwalter da. Nein, er wolle zum gnädigen Herrn, nicht zum Verwalter. . . .

Mit Schimpf und Hohn zieht er ab, die Hunde hinter ihm her mit drohendem Knurren und Bellen. —

Weiter, weiter! Schleppend zieht er die Füße nach sich in dem rauhen Schuhwerk. Er fühlt es, bald wirds nicht mehr gehen, bald liegt er hilflos am Rande, der Straße, er, der König! . . Da sieht er im dunkeln Moorgrund ein Lichtlein glänzen. Dorthin gehts zu „Seinesgleichen", dorthin will er.

Ja, es ist so, er steht vor einer Bauernhütte. Auf sein bescheidenes Klopfen kommt ein abgearbeitetes Weib an die niedere Haustüre und betrachtet erstaunt den Fremdling, der um Einlaß und Herberge bittet für diese Nacht. Sie ruft dem Manne. Er kommt. Es ist der nämliche



Der König wollte ausruhen unter dem Schatten der blühenden Linden. . .

Inzwischen ist die Sonne ihren Weg gegangen und bald wird sie hinter den blauen Bergen versinken. Der König ist in Verzweiflung. Jetzt hat er wieder die Landstraße erreicht und planlos wandert er weiter in die beginnende Nacht hinein. Er ist müde, nagender Hunger fängt an ihn zu quälen. Ein Stein am Rande der Straße ist jetzt sein Ruhesitz — ein harter Thron! Doch nein hier kann er nicht weilen, er muß zu Menschen, zu seinesgleichen! . .

Seinesgleichen? . . Zu Königen? . . Er ist ja nicht mehr König, er ist ein Bauer. Also — zu Bauern.

Bauer, der am Tage vorher zum König wollte. Der König bringt seine Bitte nochmals vor, er habe sich in der Entfernung geirrt und sei so von der Nacht überrascht worden.

Ohne lange Unterhandlungen nehmen sie ihn auf. Was die Frau vorrätig hat, ein Stück Brot und ein wenig harter Käse das ist die königliche Nachtmahlzeit. Und sie schmeckt ihm königlich. Dann reden sie zusammen und der Bauer erzählt, wie er zum Könige gewollt und abgewiesen worden sei mit Spott und Hohn. Der Hagel hatte seine Felder verwüstet, der Fluß ist ausgebrochen und hat seine Wiesen mit

Sand und Stein übersarrt. „Und der Steuereinnehmer kommt und wird mich von Haus und Hof jagen! . . . Der König braucht Geld, er baut ein neues Schloß. Der König braucht Geld, er muß Soldaten werben für den Krieg, der Friede dauert ihm zu lange. Das Volk muß bluten, bluten, . . . o König, König! was bist du für ein harter Mann!“ . . .

*
* *

„Majestät geruhen, es ist höchste Zeit!“

Der König erwachte, . . einer der Höflinge stand vor ihm in demütigster Haltung und entschuldigte sich für die Störung. Da er wisse, daß seine Majestät auf fünf Uhr dringende Geschäfte angesetzt, so sei es seine Pflicht gewesen, den süßen Schlummer des Königs zu unterbrechen.

Still und sinnend trat der König mit seiner Gefolgschaft den Rückweg an zum Schlosse und als die Audienz zu Ende war, da war der Friede gesichert.

Am Tage darauf ritt ein königlicher Diener hinaus ins Land, den Bauer zu suchen, der zum König wollte und nicht konnte. Ihm wurde geholfen, und bald verstummten rings im Lande die Klagen der Bauern.

Der König baute keine neuen Schlösser und Festungen mehr, und der Friede hat ihm nie mehr zu lange gedauert.

Es war nur ein Traum, aber ein Traum, der ins Leben griff. —

# „Das Vater unser eines Unterwaldners“.

Der Nidwalder Kalender hat seit einiger Zeit nun jedes Jahr ein Bild gebracht, das die Unterschrift trägt: Aus dem „Vater unser eines Unterwaldners“. Es ist nun wohl am Platze einmal etwas näher auf diese interessanten Kunstblätter hinzuweisen. Es war drei Jahre nach dem Ueberfall, 1801, da fand in Zürich eine Kunstausstellung statt und dabei erzielten ganz besonders sieben Kompositionen Beachtung und ungeteilten Beifall. Der Künstler der sie geschaffen, hieß J. Martin Usteri. Einige Zeit später erschienen die sieben Kunstblätter, in Tuschmanier geätzt von Marquard Kocher in Basel, in einem süddeutschen Verlage. Die Sammlung ist sehr selten geworden und bildet die Freude jedes Bücherliebhabers, der sie besitzt.

In stimmungsvollen Bildern zeichnet Usteri, anknüpfend an die sieben Bitten des Vater unsers das Schicksal Nidwaldens im Jahre 1798, verkörpert in dem Geschicke eines alten Aelplers und seines Enkelkindes. Das erste Bild zeigt die Beiden bei einer Alphütte am Stanserhorn. Die sinkende Abendsonne wirft ihren verklärenden Schimmer auf das friedlich daliegende Tal. In dankbarer Empfindung betet der Alte still sein: „Vater unser, der du bist im Himmel. Geheiligt werde dein Name!“

Das zweite Bild zeigt dem Greisen, wie er, den Knaben an der Hand, bekümmert ob der Neuerungen, die er im Tale getroffen, wieder bergan steigt. Im Tale wird ein Freiheitsbaum errichtet. Von trüben Ahnungen erfüllt betet der Alte: „Zukomme uns dein Reich!“

Düsteres Kriegselend malt das dritte Bild. Die Hütte des Greisen brennt, durch einen Verräter, der wütend die Brandfackel schwingt, angezündet, sein Sohn liegt erschlagen am Boden, angstvoll klammert der Enkel sich an den verwundeten Großvater. Vom Tale leuchtet Feuerschein und steigen schwere Rauchwolken auf. Voll Ergebung betet der Alte: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden!“

Im nebenstehend wiedergegebenen vierten Bilde: „Gib uns heute unser täglich Brot!“ finden wir den wankenden Greis, auf seinen Enkel gestützt, wie er, nachdem ihm alles niedergebrannt wurde, unter den Ruinen umhergeht und um ein barmherzig Almosen bittet.

In den Trümmern der niedergebrannten Kapelle von Stansstad finden wir im fünften Bilde Greis und Enkelkind still zum Gebete hingekniet. „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldnern!“ — Das sechste Bild führt den Greisen in einsamer Waldgegend dem zum hilflosen Krüppel gewordenen Verräter